

seine moralische Legitimation nur durch die Bereitschaft, den Aufstieg anderer durch eigenes Scheitern allererst zu ermöglichen. ... Wer nicht verlieren kann oder will, darf nicht zum Wettlauf antreten, und wer nicht antritt, der hat schon verloren. Die Bereitschaft zum Scheitern (und die Tatsache des Scheiterns) wird zur Legitimationsgrundlage (und zwar zur notwendigen Bedingung) für Aufstiegsstreben (und Aufstieg).

Helmut Heid

Aus: Zur Paradoxie der bildungspolitischen Forderung nach Chancengleichheit.


In: Zeitschrift für Pädagogik. H. 1 (1988), S. 1–17

Den Gedanken des sozialen Aufstiegs als Gewinnchance des Lernenden kommentierte Heinz-Elmar Tenorth 2009 so:

Sie haben diesen engen Zusammenhang von gesellschaftlichem Status und Bildungsbeteiligung nicht. Die negativen Effekte, die dabei zustande kommen und mich stören, sind aber massiv geworden: dass wir in einer Gesellschaft leben, die, wenn sie über Bildung redet, nur über ökonomische Kategorien reden kann. Steige ich auf, steige ich nicht auf? Verdiane ich mehr, verdiene ich weniger? Wir fragen überhaupt nicht mehr danach, was Bildung für politische Dimensionen hat: der Teilhabefähigkeit, der Selbstbestimmung, der Urteilsfähigkeit in politischen Fragen. Wir fragen überhaupt nicht mehr danach, was kulturelle Selbstständigkeit ist, was die Realisierung von individuellen Lebensperspektiven bedeutet, Handlungsfähigkeit in sozialen Räumen – das geht alles unter, aber das zusammen ist doch erst Bildung. Wenn ich Bildung reduziere auf die Fragen »Was steht am Ende des Monats auf meinem Gehaltszettel, habe ich den richtigen weißen Kragen, habe ich das symbolische Kapital der Ehre, wie bewege ich mich in bestimmten Milieus professoral?« – das finde ich makaber. ...

Der entscheidende Skandal ist nicht, dass kein Aufstieg passiert, sondern dass eine Kompetenzverweigerung stattfindet. Die Schule ist offenbar eine Institution, die es nicht fertig bringt, für alle, die sie durchlaufen, ein Niveau von kultureller Basiskompetenz zu generalisieren, dass jeder die Schule verlässt und fähig ist, sein Leben selbst lernend zu organisieren, kommunikativ, urteilend, rechnend, zählend, schreibend, mit Anstrengungsbereitschaft, Lernprozesse eintretend, arbeiten wollend, das generalisierend – das finde ich den Skandal. Das ist natürlich ein Ungleichheitsproblem: Pädagogische Ungleichheit ist das. *Heinz-Elmar Tenorth*

Die hier wiedergegebenen Passagen entstammen einer Podiumsdiskussion, die die Körber-Stiftung am 15. Januar 2009 durchgeführt hat. Die Audiodatei ist abrufbar unter:

 www.koerber-stiftung.de/bildung/podcasts-bildung/podcast-details-bildung/artikel/bildungspositionen-aufstieg-durch-bildung.html

Von der Chancengleichheit zur pädagogischen Gleichheit

Das Motiv des Blickpunkte-Bilds, der Start beim Hundertmeterlauf, war 1988 Thema eines Aufsatzes von Helmut Heid zur paradoxen Struktur der Chancengleichheit.

Die in Bildungs- und Gesellschaftspolitik ebenso wie in schulischer Praxis feststellbare Neigung, eine hinreichend große Zahl der Bevölkerung von allzu weit führender Bildung auszuschließen, diese Neigung scheint die Forderung zu rechtfertigen, jedem Menschen – unabhängig von seiner Herkunft – die gleiche Chance auf weiterführende Bildung einzuräumen.

Aber ist die Forderung nach Chancengleichheit tatsächlich geeignet, dem erwähnten Zweck zu dienen? Oder anders und darüber hinaus gefragt: Was handelt man sich ein, was nimmt man in Kauf, wenn man sich darauf beschränkt, Chancengleichheit zu fordern? Die Forderung nach Chancengleichheit ist nur sinnvoll, wo Ungleichheit herrscht. Wo Gleichheit besteht, dort ist die Forderung nach Gleichheit ebenso sinnvoll wie die Forderung nach Chancengleichheit. Forderung und Begriff der Chancengleichheit haben Ungleichheit (hinsichtlich der von der Forderung nach Chancengleichheit jeweils thematisierten Merkmale) bereits logisch und erst recht empirisch zur Voraussetzung; sie haben sie aber auch – das ist bisher übersehen worden – zum Zweck. Ein Hundertmeterlauf hat nur Sinn, wenn alle die gleichen Chancen haben zu gewinnen und – das ist entscheidend! – wenn nicht alle gleichzeitig ankommen. Kämen alle gleichzeitig an, so wäre das ein »totes« (also wert- und sinnloses) Rennen. Die Forderung nach Chancengleichheit ist also ein Indikator nicht nur dafür, daß es Ungleiches gibt, sondern ein Indikator auch dafür, daß es Ungleiches geben soll. ...

Das für einen Erfolg erforderliche Mehr an Bildung und Weiterbildung von potentiellen Bewerbern um unvermindert knappe Privilegien schafft (an sich) nicht eine einzige dieser privilegierten Positionen mehr. Durch zusätzliche Qualifikationen läßt sich nur beeinflussen, wer eine erstrebte Position erhält, nicht aber, daß die Zahl begrenzt ist bzw. gehalten wird. Diese Situation führt in ein heilloses Dilemma: Auf der einen Seite gerät in eine aussichtslose Lage, wer sich nicht höher qualifiziert und ohne Berechtigungsnachweise in den Wettbewerb eintritt. Auf der anderen Seite werden solche Berechtigungsnachweise immer weniger wert. Der *circulus vitiosus* ist perfekt: Indem es gelingt, das mit Chancengleichheit Geforderte zu verwirklichen, ... kurz: höhere oder weiterführende Bildung für alle zu öffnen, in dem Maße wird die Zahl derer, die um unvermindert knappe Privilegien konkurrieren, immer größer, ohne daß dadurch allein die Anzahl der in verschärfter Konkurrenz erstrebten privilegierten Positionen entsprechend vermehrt wird. Die Konsequenz: das Scheitern wird zu einem Massenphänomen. ... Für jeden, der neu aufsteigt, muß ein anderer ab-, um- oder aussteigen. ...

Das sind die »Spielregeln«: Wenn Aufsteigen nur sinnvoll ist, wo nicht alle aufsteigen (können), gewinnt das individuelle Aufstiegsstreben

